TIMES MAGER

Am Ziel

Von
Hans-Jürgen Linke

Unter all den Überschriften, die die deutsche Presse zum Thema Abfindung für Mehdorn generiert hat, war die im Handelsblatt, auch wenn sich dieses Wort so schwierig aussprechen lässt, die plastischste: „Mehdorn pocht auf Abfindung“ lautete sie, und man kann sich sofort vorstellen, wie er napoleonförmig auf einem Berg von mitgeschnittenen Telefongesprächen und kopierten E-Mails sitzt und pocht. Schließlich geht er freiwillig, und freiwillig geht man nicht ohne goldenen Handschlag. Dass er freiwillig geht, kommt daher, dass sich niemand traut, ihm klar zu machen, gegen welche Gesetze er womit verstoßen hat. So dass die Vision eines napoleonförmigen, pochenden Mehdorn sogleich das ergänzende Bild eines verlegen herum stehenden donquijoteförmigen Ministers Tiefensee provoziert.

Wofür aber will Mehdorn eine Abfindung? Beobachter der Deutschen Bahn sind ziemlich sicher, dass Mehdorn zwei Vornamen hat, die mit einem Bindestrich zu koppeln sind, nämlich Bahnscheff-Hartmut. So beansprucht Mehdorn eine Abfindung wohl für den Verzicht auf den geliebten ersten Vornamen.

Besitzt Mehdorn eine Bahncard 50?

Er soll sie doch bitte bekommen, die Abfindung. Allerdings nicht den gewünschten zweistelligen Millionenbetrag, den am Ende wieder der Bahnkunde aufbringen muss. Folgende Berechnungsgrundlage für die Abfindung erschiene angemessen. Eine äußerst freundliche, gelegentlich investigativ arbeitende Kollegin entdeckte kürzlich, dass die Bahn ihren Kunden die Möglichkeit gibt, im Zug mehr Plätze zu reservieren als Fahrkarten zu kaufen. Man kann also ein ICE-Ticket kaufen, für je 4 Euro weitere fünf Sitzplätze in einem Sechserabteil reservieren und hat dann von München bis Hamburg seine Ruhe. Das ist nicht gratis, aber erschwinglich. Und so viel sollte uns Bahnkunden der Abschied von Mehdorn wert sein: Ein Ticket und ungefähr 600 zusätzliche Platzreservierungen für eine Reise in einem nur ihm vorbehaltenen ICE vom nördlichsten zum südlichsten deutschen Railport. So könnte er endlich einmal Zug fahren. Er könnte sich von seiner Bahn verabschieden und sich vom Begleitpersonal einen Latte macchiato am Platz servieren lassen. Etwas preiswerter wäre die Abfindung sogar, wenn er eine Bahncard 50 hätte.

REDAKTION FEUILLETON
feuilleton@fr-online.de
Telefon: 069/2199-3338
Fax: 069/2199-3425

Des Schlachtherren fleißige Dienerin

Die Ausstellung „Krieg und Medizin“ in Dresden

Von Sylvia Staude

Am 17. September 1870, während des Deutsch-Französischen Krieges, schreibt Kronprinzessin Victoria von Preußen an ihre Mutter, Königin Victoria, über die Ärzte in einem Bad Homburger Lazarett: „dumme alte Kerle – manch armer Teufel hätte gerettet werden können, wenn sie ihr Metier verstanden hätten.“ Und, den Vorteil einer sorgfältigen Ausbildung beweisend: „Das Vorurteil von Ärzten und Patienten gegen frische Luft zu überwinden, ist wirklich fast ganz unmöglich. Wir haben keine einzige Schwester, keinen einzigen Wärter hier, nur Leute aus der Stadt, die schmutzig, unwissend und äußerst nutzlos sind.“ Bis zum Ersten Weltkrieg war es in jedem (europäischen) Krieg so, dass weniger Soldaten durch Kampfverletzungen als durch mangelnde Hygiene und Krankheiten wie Typhus, Syphilis, Gonorrhöe starben. Den entscheidenden Impuls, die Verluste jenseits des Schlachtfeldes zu verringern, gab – neben den nötigen wissenschaftlichen Erkenntnissen – die allgemeine Wehrpflicht: Nach Kriegsende wurden die Männer nun wieder in ihren Berufen gebraucht, also gab man sich mehr Mühe, sie am Leben zu halten.

Die Ausstellung „Krieg und Medizin“, die das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden zusammen mit der Londoner Wellcome Collection konzipiert hat und die nun in Dresden zu sehen ist, belegt, wie die Ärzteschaft – oft vorrangig – den Kriegsherren diente. Wie sie sich bemühte, das verletzte, kranke Soldatenmaterial möglichst schnell zu reparieren, auf dass es zurück transportiert werden konnte an die Front. Nur wenige Mediziner stellten sich offenbar die Frage, ob dies mit ihrer ethischen Verpflichtung vereinbar sei. Selbst die sorgfältigen Diagramme Florence Nightingales retteten ja nicht nur Leben, indem sie die Bedeutung der Hygiene bewiesen, sondern schafften indirekt auch mehr Soldaten wieder dorthin, wo sie alsbald getötet werden konnten.

Eine Überschrift der FR lautete dieser Tage: „Bericht: Mediziner halfen der CIA beim Foltern“. Spezialisten sorgten offenbar dafür, dass rechtzeitig, also ehe der „Befragte“ vor Panik und Schmerz sterben konnte, aufgehört wurde zum Beispiel mit dem Waterboarding. Krassester, bekanntester Auswuchs der ärztlichen Gewissenlosigkeit sind aber zweifellos die Versuche an KZ-Insassen, das Hygiene-Museum zeigt fotografische Dokumente. Auf zweien der Bilder steigt eine Frau (?) im Fliegerdress in eine Badewanne. Sie blickt in die Kamera und wirkt nicht verzweifelt. Man fragt sich, was die Ärzte ihr erzählt haben mögen, ob sie ihr versprachen, bei williger Mitwirkung würde sie dem Grauen entrinnen.

Dies gehört zu den Dingen, die in der Ausstellung am stärksten ans Herz gehen: Dass auf den Fotografien oder in kleinen, flackernden Filmen nicht wenige der Verletzten, Verstümmelten, dem Tode Geweihten geduldig oder gar hoffnungsvoll wirken. Der Mensch im Krieg ist – zu seinem Glück – auch Verdränger.

Moderne Medizin und moderne Kriegsführung gingen Hand in Hand. Das Hygiene-Museum und die thematisch ganz ähnlich ausgelegte Wellcome Collection haben diese etwa Mitte des 19. Jahrhunderts beginnende Entwicklung untersucht und sozusagen verbildlicht, indem sie mobile Röntgengeräte, chirurgische Feldbestecke, Penicillinphiolen, Kondome, sogar ein Döschen „Scho-ka-kola“ (sollte im Zweiten Weltkrieg erschöpfte Soldaten mit Koffein munter machen) und drei in einem gesunkenen U-Boot mumifizierte Äpfel (Vitamine!) zusammentrugen.

Bakteriologen brauchten den Krieg nicht unbedingt für ihre Forschungen, Krankheit und Dreck gab es auch anderswo. Aber Chirurgen schienen sich auf Kriegseinsätzen zu fühlen wie im Schlaraffenland. So war Ludwig Rehn, Chef der städtischen Krankenanstalten Frankfurt, überzeugt, dass ihm 1896 die erste Herznaht (nach einem Messerstich) gelang, weil er einst so schön viel üben konnte. Im Rückblick jubelte er über seine Lazarett-Tätigkeit: „Wie vielgestaltig ist das Bild der Herzverletzung geworden, wie außerordentlich viel größer unsere Einsicht!“

Gern haben Ärzte einst die psychisch Kranken „ermutigt“, sich nicht so anzustellen

Die Zweischneidigkeit jeder vom Krieg beflügelten medizinischen Forschung zieht sich durch die Jahrzehnte und Jahrhunderte. Natürlich profitieren auch Zivilisten in Friedenszeiten von sauberen Toiletten und frischer Luft im Krankenhaus, von dem, was Ärzte anhand von Schuss- oder Giftgasopfern gelernt haben. Andererseits wird einem in Dresden auch klar, dass ein heilender Fortschritt fast immer eine Suche nach einer effizienteren Zerstörung nach sich zieht, nach dem Geschoss, das auch die – noch bessere! – Weste durchschlägt, nach der preiswert auszulösenden Seuche ohne Gegenmittel, nach der den Menschen in Sekundenbruchteilen röstenden Bombe (bei Erhalt der kostbaren Gebäude).

Was im Frieden gilt – lohnt es sich noch, dem 87-Jährigen ein neues Hüftgelenk zu geben? –, gilt erst recht im Krieg. Von der Medizin wird seit jeher auch erwartet, dass sie dem Staat keine übermäßigen Kosten bereitet. Und dass sie Verletzte und Kranke „ermutigt“, sich nicht so anzustellen. Früh kam das böse

Bryan Anderson, verstümmelt 2005 im Irak. CHRISTOPHER GRIFFITH